



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Untergang und Auferstehung von Pompeji und Herculaneum**

**Corti, Egon Caesar <Conte>**

**München, 1951**

4. Kapitel Mehr als 1600 Jahre vergessen und verschollen (80 n. Chr. bis  
1735)

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78682](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78682)

#### 4. Kapitel

Mehr als 1600 Jahre vergessen und verschollen.

80 n. Chr. — 1735.

Angstvoll sahen die Bewohner der mehr oder weniger verschonten Städte, in deren Mitte sich die Flüchtlinge aus den verheerten und verschütteten Ortschaften drängten, zum Vesuv auf, ob er nicht neuerdings ausbrechen und wieder Tod und Verderben über die Gegend bringen würde. Die Verluste an Menschenleben waren höchst empfindlich, in Pompeji allein dürften etwa zweitausend Personen zugrunde gegangen sein; in Herculaneum dagegen gab es nur wenige Tote, aber unzählige Flüchtlinge aus beiden Städten und ihrer Umgebung wurden noch auf freiem Felde verschüttet, erschlagen oder schwer verwundet.

Die Bewohner Herculaneums waren nach Neapel geflohen, die Pompejaner mehr in der Richtung nach Stabiae und darüber hinaus. Die Aufmerksamkeit aller blieb auf den gewaltigen und furchtbaren Vulkan gerichtet, der eben so viel Unglück über sie und die Ihren gebracht hatte. Aber war das noch der alte Berg? Statt eines gab es jetzt deren zwei! Der Vesuv war ein Ringwallvulkan gewesen, dessen höherer Saum im Norden<sup>1)</sup> jetzt einsam zum Himmel ragte, denn ein ganzer Kreisteil des riesigen, durch seine Ausdehnung früher kaum mehr als solcher erkennbaren Kraters war von West über Süd nach Nord fast völlig eingestürzt. Nun aber erhob sich daraus ein Kegel, der eine ziemliche Höhe erreichte und vorher überhaupt nicht vorhanden gewesen war.

---

<sup>1)</sup> Der heutige Monte Somma.

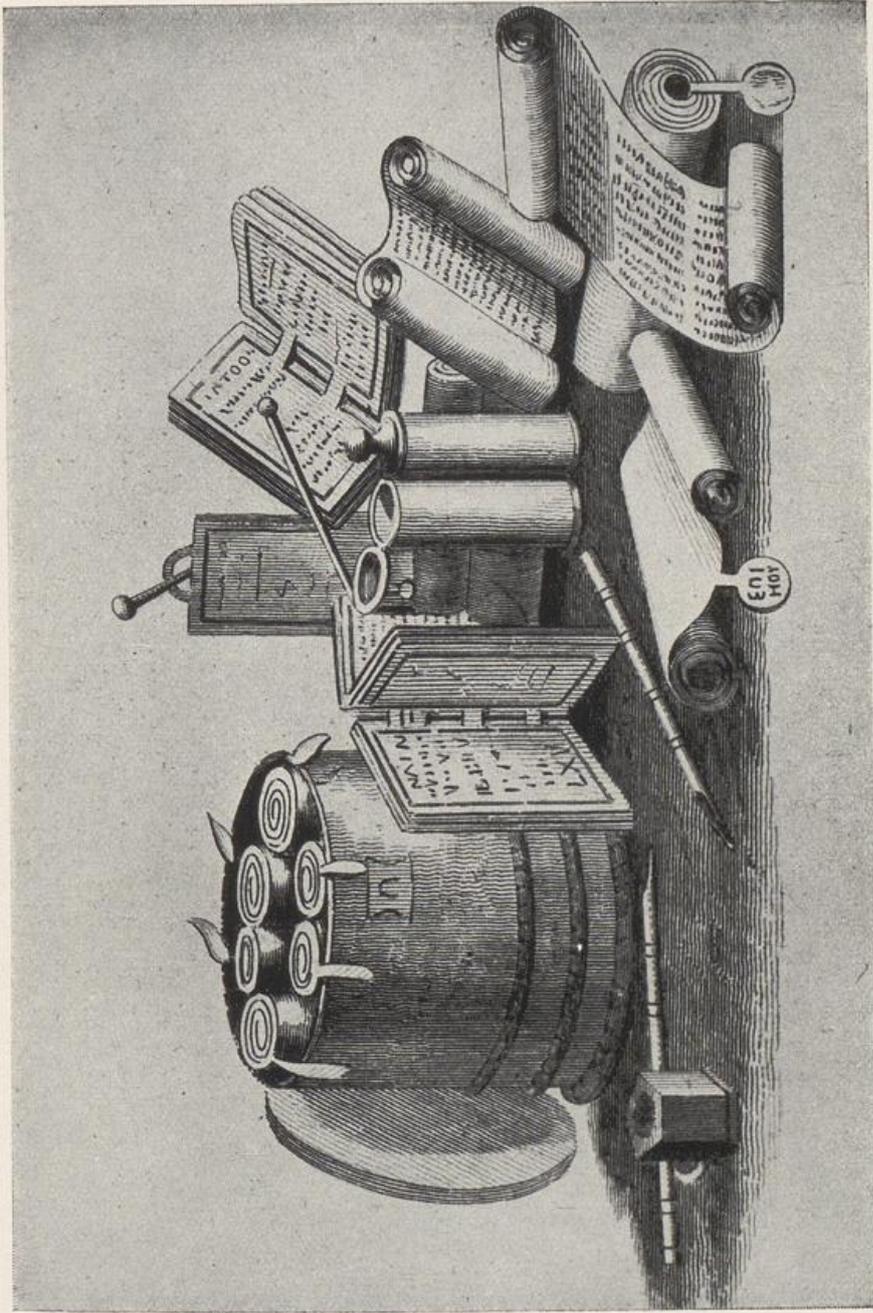
Obwohl der Boden da und dort noch bebte, kam es zu keinem neuen Ausbruch mehr. Der Berg beruhigte sich völlig, und langsam gewann man Zeit, sich über das ungeheure Unglück klarzuwerden, das die Gegend betroffen hatte. Ausführliche Berichte gingen sofort mit Eilboten an den Kaiser und den Senat nach Rom, man bat um Rat und Hilfe, Geld und Lebensmittel. Wie sehr hatten jene in der Minderzahl gebliebenen Senatoren rechtbehalten, von denen man wissen will, sie hätten seinerzeit nach dem Erdbeben von dem Wiederaufbau Pompejis und Herculaneums abgeraten. Nun, kaum sechzehn Jahre danach war das, was sie befürchteten, eingetreten und ein noch viel grauenhafteres Unglück vernichtete mit einem Schlage alles, auch das seither Wiederhergestellte.

In Rom hatte man sich zunächst nicht erklären können, woher denn nur die Aschen- und Staubkörner kamen, die auch über diese Stadt fielen, bis endlich die Nachrichten von dem Ausbruch des Vesuv eintrafen. Sofort befahl der Kaiser, daß sich eine Abordnung von Senatoren in die betroffenen Gegenden begeben, um sich über den Umfang der Katastrophe klarzuwerden. Nach ihrem Berichte bestellte der Kaiser zwei hohe Beamte, die sich der Wiederherstellung der zerstörten Gebiete Campaniens widmen sollten, aber sie erkannten bald, daß es diesmal geboten sei, nur mehr den Städten und Orten mit geringeren Zerstörungen Hilfe angedeihen zu lassen. Herculaneum war ja völlig vom Erdboden verschwunden und Pompeji zum größten Teil unter einer fünf bis acht Meter hohen Schicht begraben. Die beiden Beamten mußten sich damit begnügen, das Schicksal der Flüchtlinge zu bessern und, soweit es irgendwie ging, aus den zerstörten Ortschaften das zu retten, was zu retten war.

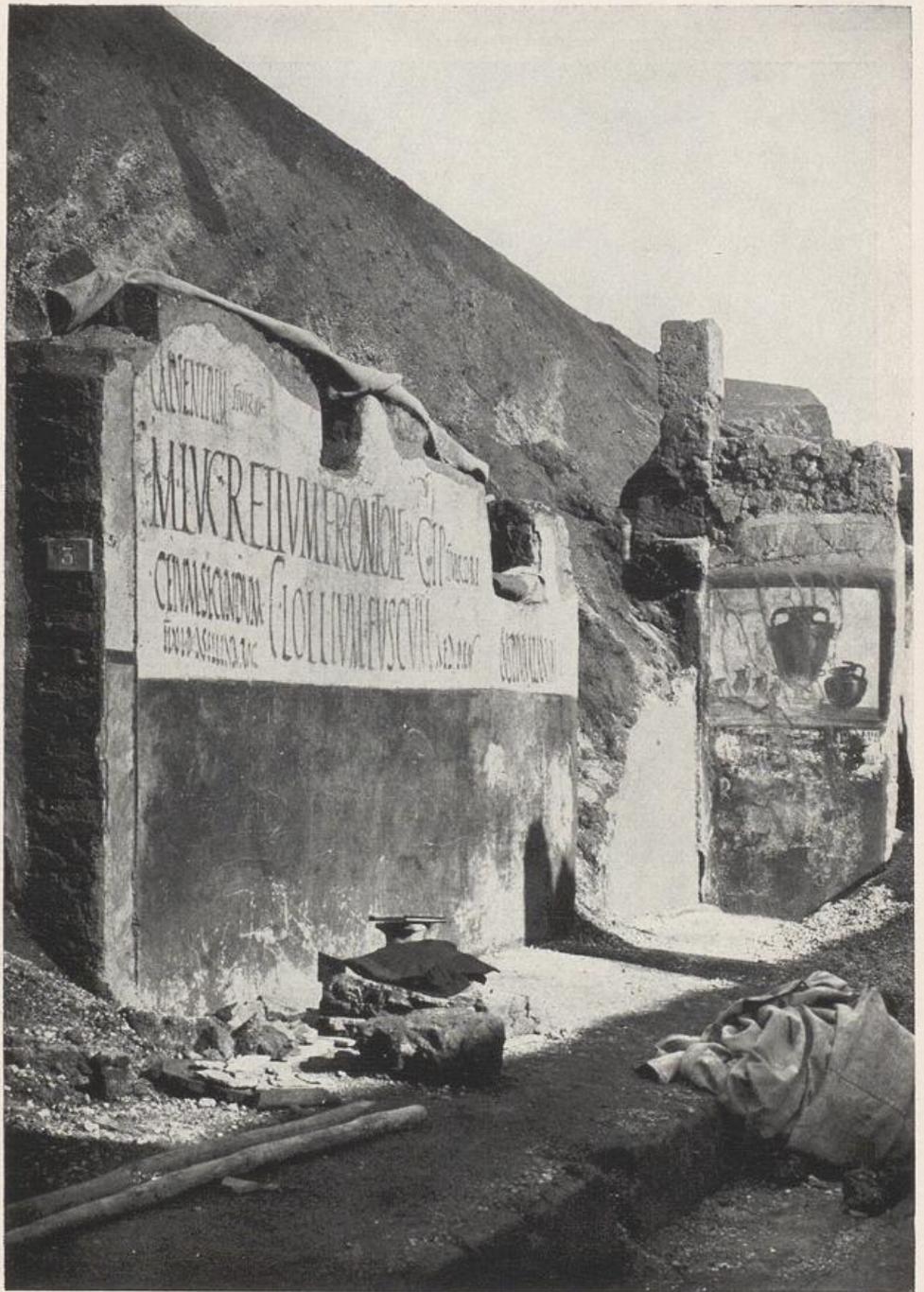
Da war vor allem das meerwärts gelegene Forum mit seinen hohen Bauten etwas weniger tief von Asche bedeckt, als die übrigen Teile; dort ragten Säulen, Marmorstatuen und

Triumphbogen aus den Lapilli hervor. Sofort wurde Befehl gegeben, planmäßig zunächst die Götterbilder der Tempel aufzusuchen. Das gelang nicht in allen Fällen; man fand den Kopf des Jupiterstandbildes im großen Tempel nicht, sonst aber konnte man am Forum die meisten Kultbilder aus den großen Gotteshäusern bergen. Dann erging Anordnung, die vielen, das Forum schmückenden Statuen wegzubringen, die Marmorbekleidungen, Säulen und Kapitäle abzulösen und anderweitig zu verwenden. Und das geschah so sorgfältig, daß gerade auf dem Forum nur verschwindend wenig wertvolle Dinge zurückblieben. Aber auch der nicht weit nördlich davon gelegene Marmortempel der Fortuna Augusta wurde aufgesucht und die schönsten Gegenstände daraus, sowie große Mengen des in damaliger Zeit kostbaren Marmors geborgen. So wurde nach und nach alles weggeschafft, was über die Aschendecke hervorsah.

Als man erkannte, daß ein Wiederaufbau unmöglich war, wurde die Stadt eine Zeitlang als Steinbruch benützt, so daß auch die Mauerbekrönungen, die meist noch herausragten, dem neuen, fünf bis acht Meter höheren Niveau gleichgemacht wurden. Aber nicht bloß von Amts wegen versuchte man zu bergen, was nur immer möglich war, auch viele geflohene Pompejaner kehrten nun zurück und suchten die ungefähre Lage ihrer verlassenen und bedeckten Häuser auf. Sie ließen sich nun von oben her durch Grabungen in der ohne große Mühe wegzuschaffenden Asche und den leichten Lapilli in irgendeinen Raum eines Hauses hinab und suchten zunächst nach ihren verschütteten Angehörigen. Sodann trugen sie natürlich alles heim, was sie fanden und was nicht niet- und nagelfest war. Dabei kam es oft vor, daß die Finder sich auch Dinge aneigneten, die niemals ihnen gehört hatten. War ein Zimmer derart ausgeräumt, so schlug man ein kreisrundes Loch in die Wand und gelangte auf diese Weise in den Nebenraum, wo sich der Bergungsvorgang wiederholte.



32. Darstellung von Papyrusbuchrollen, Schreibtäfelchen, Schreibgeräten usw.  
Gefunden in Herculaneum



33. Beispiel von römischen Wahlschriften in Pompeji. Hier wird M. Lucretius Fronto für ein städtisches Ehrenamt empfohlen. Daneben Reklamewandbild für eine nahe Schenke



34. Der „Ephebos“ (streitbarer griechischer Jüngling in militärischer Staats-  
erziehung) kommt an den Tag

Die herrliche, nach einem griechischen Original aus der Mitte des fünften vorchristlichen Jahr-  
hunderts gearbeitete Bronzestatue wird von den umgebenden vulkanischen Steinchen (Lapilli)  
befreit. Sie stand im Hause des P. Cornelius Tegetus, eines reichen Handelsmannes. Der rechte  
Arm der Statue diente als Träger von Öllampen



35. Die bisher einzige Darstellung des Vesuv, die in Pompeji gefunden wurde. Man beachte die von der heutigen völlig abweichende Form des Berges. Es ist auch durch die nebenstehende Figur des Bacchus angedeutet, daß der Vesuv damals bis hoch oben mit Weinstöcken bedeckt war. Darunter das glückbringende Symbol der Schlange. Das Bild schmückt das Lararium, den Schrein mit den Schutzheiligen der Familie. Casa del Centenario Pompeji

Reg. IX. Ins. 8. Nr. 3

Manchmal aber geschah es, daß dabei eine Mauer einstürzte und die Leute unter sich begrub, die ihre verschüttete Habe retten wollten. Nachdem die am leichtesten zugänglichen Ortsteile ausgeräumt waren, wurden diese Nachforschungen bald so schwierig und der Erfolg der mit den damaligen dürftigen Mitteln schwer auszuführenden Grabungen so karg bemessen, daß man diese Arbeiten aufgab, sowie nur das Wichtigste geborgen war. Bloß wenige Häuser Pompejis blieben von der Nachsuche der Überlebenden gänzlich unberührt.

Wild wucherte nun Unkraut über der begrabenen Stadt; allmählich legte man Kulturen auf der die Gebäude bedeckenden Asche und Erde an, alles verschwand unter Weinranken und Grün. Langsam bildete sich über den Schichten der Lappilli und der Asche eine neue, durch Pflanzen und Wind gemehrte Lage fruchtbaren Bodens, die die Stadt noch tiefer begrub. Wohl ragten dort und da einzelne Mauer- und Säulenstümpfe aus dem Boden, das war aber auch alles und der Zahn der Zeit ließ auch diese letzten Reste langsam verschwinden. Die Ortschaft unterschied sich fast gar nicht mehr von der Umgebung, und nur eine ovale Senkung in der Gegend des Amphitheaters hätte Kundige darauf schließen lassen können, daß dort der Schauplatz für die einst so beliebten Kampfspiele Pompejis gelegen war.

In Herculaneum dagegen erstarrte indes die fast fünfzehn Meter hohe Schlammschicht, die alles begraben hatte, zu festem Gestein, und es war mit den damaligen Mitteln unmöglich, irgendwie zu den plötzlich untergegangenen Schätzen der Stadt zurückzugelangen. Hier konnte nichts gerettet werden, alles blieb auf dem Platze, wo der Unglücksstrom es umkrallt, ausgefüllt oder hingetragen hatte. Einzelne Versuche, in dem harten Gestein Schächte zu graben und wie in Pompeji etwas zu retten, wurden angesichts des Widerstandes der steinharten Masse bald aufgegeben, nachdem man in un-

säglich mühseliger Arbeit nur wenige Meter in die Tiefe vorgedrungen war. Bis zum heutigen Tage schlummert der Hauptteil Herculaneums noch in großer Tiefe und bewahrt für die Zukunft sicherlich unschätzbar wertvolle Kostbarkeiten, die noch zu heben sein werden.

Die nach Neapel geflüchteten Herculanser aber wurden in einem eigenen Bezirke der Stadt angesiedelt, die den Namen Regio Herculaneensis erhielt. Die mehr nach dem Süden gegen Stabiae zu geflohenen Pompejaner ließen sich nicht geschlossen nieder, sondern wurden von einer großen Zahl umliegender Dörfer aufgenommen und versorgt. Zahllose Menschen waren bei dem Unglück zugrunde gegangen, ohne Erben für ihre Besitztümer in Rom und anderwärts zu hinterlassen. Diese Güter wurden nun staatlich eingezogen und ihr Gegenwert zur Unterstützung der Flüchtlinge benützt. Jene Ortschaften, die sich eifrig an der Hilfsaktion beteiligten, wurden von Rom mit allerlei besonderen Vorrechten ausgestattet, so auch Neapel, das schon von früher her den Ehrennamen „Römische Kolonie“ führte.

Nach einigen Monaten, als sich die Aufregung überall gelegt hatte, man in ganz Campanien zu normalen Verhältnissen zurückgekehrt war und die entsandte Senatskommission einen vollen Überblick über das Unglück und seine Folgen gewonnen hatte, erstattete sie dem Kaiser Titus einen abschließenden Bericht. Er gipfelte darin, man müsse alles tun, um die geretteten Menschen zu versorgen und die beschädigten Plätze wieder aufzubauen. Das gänzlich zerstörte Pompeji aber und das völlig verschwundene Herculaneum kämen dafür überhaupt nicht mehr in Betracht. Der Monarch reiste im folgenden Jahre persönlich nach Campanien, um sich von der Lage mit eigenen Augen zu überzeugen, aber er konnte auch nichts anderes tun, als dem Urteile der Senatoren zustimmen. Somit war das Schicksal dieser beiden Ortschaften besiegelt.

Der Kaiser war noch auf der Reise, als er die Nachricht erhielt, daß in Rom eine furchtbare Feuersbrunst wüte, die drei Tage lang dauerte und die halbe Stadt zerstörte. Er kehrte sofort dahin zurück. Als Folge des Feuers war dort überdies auch eine Pest ausgebrochen, der lange Zeit hindurch täglich Tausende von Personen zum Opfer fielen. Dieses neuerliche, schreckliche Unglück, das über das Kaiserreich gekommen war, konnte wohl einen Augenblick von dem ungeheuren Naturereignis im Süden ablenken, aber es doch nicht so bald vergessen lassen.

Der Eindruck der Tragödie von Pompeji und Herculaneum blieb im ganzen Reiche ein tiefer, und alle bedeutendsten Dichter der Zeit erwähnten das schreckliche Ereignis in der einen oder anderen Form. So gedenkt Statius in einem Gedicht der Verschüttung der beiden Städte in eigenartiger Weise<sup>1)</sup>. Jupiter habe die Eingeweide des Vesuv herausgerissen, sie der Erde entrückt und bis zu den Sternen emporgehoben, um sie sodann auf die unglücklichen Opfer herabzuwerfen. Der Dichter fragt sich auch, ob künftige Geschlechter es wohl glauben würden, daß da unten ganze Städte mit ihrer Bevölkerung begraben lägen. Dann aber spricht er seherisch davon, daß die Zeit kommen werde, da wieder grünende Saatfelder die verwüsteten Gefilde bedecken würden. Als der Satiriker Martial im Sommer des Jahres 88 den Golf von Neapel besuchte, gedachte er in einem kurzen Epigramm<sup>2)</sup> der Verwüstungen an den Abhängen des von Bacchus so geliebten Berges: „Das ist der Vesuv, noch vor kurzem von grünen Weinreben umschattet, wo der funkelnde Saft der Trauben in die Gebinde floß. Den Berg zog Bacchus selbst den Höhen seiner Geburtsstadt Nisa vor. Nicht lange ist es her, da tanzten hier noch die Satyrn ihren frohen

<sup>1)</sup> Siehe S. Herrlich, Die antike Überlieferung über den Vesuvausbruch im Jahre 79 in *Clio*, Beiträge zur alten Geschichte. Leipzig 1904.

<sup>2)</sup> 44. Epigramm des IV. Buches des Martial.

Reigen, dort hatte Venus ihren Sitz . . . Der andere Ort war berühmt durch den Namen des Herkules. Nun aber ist alles von den Flammen verzehrt und in graugrüner Asche begraben. Selbst Götter hätten sich dergleichen nicht erlauben dürfen.“

Wie immer in solchen Fällen, wollte nun der eine oder andere wissen, daß Sybillensprüche die Katastrophe der campanischen Städte schon lange im voraus verkündet hätten. Und hier vor allem, denn in dem Neapel so wenig fernen Kymae war ja die Heimat der Sybille, und da lag nichts näher, als ihr diese Voraussicht zuzuschreiben. In von Haus aus dunkle Sprüche konnte man leicht nachträglich eine Vorhersage hineinkonstruieren. Das 4. Buch der Sybillinischen Orakel, jener Schriften mit heidnischen, jüdischen und christlichen Weissagungen aus dem ersten Jahrhundert vor und nach Christi, scheint knapp nach der Katastrophe durch einen Juden verfaßt worden zu sein. Er sieht in dem Vesuvausbruch ein Strafgericht, das der Gott des Himmels über die Menschen verhängen wird, weil sie „das Volk der Frommen vertilgen wollten“. Denn die durch Vernichtung und Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 geschlagenen Wunden bluteten noch, und er wollte in all dem Furchtbaren, das die Jahre 79 und 80 über römische Städte gebracht hatten, auch ein Strafgericht Gottes für den Kaiser Titus sehen, der den Krieg gegen die Juden geführt hatte. Als der Monarch nach kaum dreijähriger Regierung starb, wurde auch dies als Strafe Gottes angesehen und als solche der Welt verkündet. Überhaupt hat die Vernichtung der campanischen Städte die nun stets größere Ausdehnung gewinnende Sekte der Christen, wie die bibelgläubigen Juden, lebhaft an den Untergang von Sodoma und Gomorrha erinnert. Sie ahnten freilich nicht, daß noch während der Katastrophe einer der Ihren in Pompeji selbst den gleichen Eindruck hatte und dem auch schriftlich Ausdruck gab.

Das Unglück blieb natürlich in der Geschichte des gewaltigen Römerreiches nur ein Zwischenspiel. Zu Beginn des zweiten Jahrhunderts unter den Kaisern Trajan und Hadrian erreichte das von ihnen beherrschte Gebiet seine größte Ausdehnung; nicht nur der ganze Mittelmeerraum, selbst auch Britannien gehörten zum römischen Imperium. Damit wurde aber auch die militärische Sicherung des Riesereiches immer schwieriger.

Mit den mächtigen Herrschern erstanden auch Geschichtsforscher, die den Ablauf des gewaltigen Geschehens ihrer Zeit möglichst getreu festhalten wollten. Unter ihnen Publius Cornelius Tacitus, ein Mann, der zur Zeit des Unglückes der campanischen Städte vierundzwanzig Jahre alt gewesen war. Auch auf ihn hatte das Ereignis den allertiefsten Eindruck gemacht, und als er nun daran ging, in seinen Historien jene Zeit zu schildern, da suchte er sich Beschreibungen der Katastrophe möglichst von Augenzeugen zu verschaffen. Darum wandte er sich etwa im Jahre 106 an seinen Freund Cajus Plinius Caecilius Secundus (den jüngeren Plinius), einen Neffen des in Stabiae zugrunde gegangenen großen Naturforschers und bat ihn, ihm alles mitzuteilen, was ihm vom Untergang der campanischen Städte und dem Tod seines Onkels bekannt war. Er wolle darüber schreiben, um in den Nachkommen das Andenken an die Katastrophe und das Ende des großen Forschers wachzuerhalten.

„Ich danke Dir“, antwortete der jüngere Plinius, „weiß ich doch, daß meinem Onkel unsterblicher Ruhm beschieden sein wird, wenn Du seinen Tod beschreibst. Denn obwohl er sein Ende mitten in der Vernichtung all der herrlichen Gegenden gefunden hat, wird er doch dank dem eigenartigen Zusammentreffen, gleichwie die untergegangenen Völker und Städte, ewig weiterleben. Wenn mein Onkel auch viele Werke hinterlassen hat, die für immer lebendig bleiben, werden Deine unsterblichen Schriften doch viel zu seinem Ruhme beitragen.“

Was mich betrifft, so schätze ich diejenigen glücklich, denen es beschieden war, einer Darstellung würdige Taten zu vollbringen oder lesenswerte Werke zu schreiben. Noch glücklicher sind die, denen beides vergönnt war. Zu den letzteren gehört dann mein Onkel dank seinen und Deinen Werken.“

Der jüngere Plinius ging nun daran, genau zu schildern, welchen Eindruck das furchtbare Geschehen am Vesuv auf seinen Oheim gemacht habe, was er von Misenum aus beobachtete und wie er sich dann zu Schiff an die Unglücksstelle zu begeben suchte, um endlich gleich den vielen bedauernswerten Pompejanern in Stabiae den Erstickungstod zu finden. Tacitus war von dem Berichte des jüngeren Plinius ganz erschüttert und bat dann seinen Gewährsmann noch, er möge ihm auch seine eigenen Eindrücke in Misenum schildern. Diesem Ersuchen folgte der jüngere Plinius in einem zweiten Briefe, der darlegte, wie alles auf seine Mutter und ihn gewirkt hätte, wie auch sie beide sich zu fliehen anschickten und die alte und gebrechliche Frau, die nur schwer und langsam gehen konnte, mit Bitten, Trostworten und Befehlen auf ihn eindrang, sich da er noch jung wäre, doch allein zu retten und sie ihrem Schicksal zu überlassen. Aber der jüngere Plinius antwortete, daß er sich nur mit seiner Mutter zusammen retten werde, was schließlich auch gelang, da Misenum so weit vom eigentlichen Schauplatze des Unglückes entfernt lag. Tacitus verwertete diese Briefe in seinen Historien und führte in dem Vorwort dazu die Vernichtung der campanischen Städte unter den Schrecknissen des von ihm zu behandelnden Zeitraumes auf. Er wird die Katastrophe wohl auch klar und eingehend dargestellt haben, denn seine Erkundigung bei Plinius zeigt, wie sehr er sich angelegen sein ließ, genaue Nachrichten über jedes Ereignis aus der Zeit zu sammeln, die er schildern wollte. Der Teil der Historien des Tacitus aber, der uns überkommen ist, reicht nur bis zum Jahre 70 n. Chr., und man kann nur hoffen, daß irgendein

glücklicher Fund in späterer Zeit, wofür freilich Pompeji und Herculaneum nicht in Betracht kommen können, uns doch noch einmal die Fortsetzung der Tacitus'schen Geschichte und damit die eingehende Schilderung des großen Vesuvausbruches bescheren wird.

Die vernichteten Städte selbst aber wurden auch unter Trajan und Hadrian ihrem Schicksal überlassen. Der eine Kaiser hatte zuviel mit der Ausdehnung des großen Reiches, der andere im Banne des Weltfriedensgedankens mit der Sicherung wenigstens der alten Dreistromgrenzen aus der Zeit des Augustus zu kämpfen. Auch Marc Aurel, der Kaiserphilosoph, der in einem seiner Werke das Schicksal der campanischen Städte als ein Beispiel für die Vergänglichkeit alles Irdischen anführt, dachte nicht daran, etwa an deren Ausgraben oder gar ihren Wiederaufbau zu schreiten.

Der Vesuv blieb während dieser Zeit höchstwahrscheinlich ungefähr so wie heute beschränkt tätig. Zumindest könnte man dies einer Bemerkung des berühmten Arztes des Altertums, Galenus, in seinem Werke von der Methode des Heilens entnehmen, welche Arbeit etwa aus dem Jahre 172 n. Chr. stammt.

In Rom folgten vom Ende des zweiten bis zum dritten Jahrhundert die Soldatenkaiser, denen die wachsenden Gefahren von außen und ununterbrochenen Wirren in der Frage der Herrschaft und Nachfolgeordnung schon gar keine Zeit ließen, sich einem Friedenswerke, wie das Wiederaufsuchen der zerstörten campanischen Städte, zu widmen. Schon pochten fremde Völker germanischer Herkunft nicht mehr nur an die Tore des Reichs, sondern drangen bereits über die Alpen vor.

In solch bösen Zeiten kamen die Soldaten immer mehr zu Wort; nur zu oft hing es von den Gardemannschaften ab wer Kaiser werden würde. So gelangte mit Septimius Severus sogar ein aus Afrika stammender Mann auf den Thron. Unter ihm verfaßte der Historiker Cassius Dio eine Darstellung der

Katastrophe in Campanien vom Jahre 79 n. Chr., die vielleicht darum besonders ausführlich wurde, weil zu jener Zeit im ersten Viertel des dritten Jahrhunderts wieder ein Vesuvausbruch stärkerer Art stattgefunden hatte. Der Geschichtsforscher spricht von dem damaligen Aussehen des Vulkans, der bei aufrecht stehenden Wänden des Kraters in seinem Oberteile, „wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, einem Schauplatze für Tiergefechte“, also einem Amphitheater ähnlich sei. „Und zwar“, schreibt er, „enthält seine Höhe viele Baum- und Weinpflanzungen, der Kreis aber ist dem Feuer überlassen und gibt am Tage Rauch von sich, bei Nacht aber eine Flamme, so daß es aussieht, als würde in ihm viel Räucherwerk aller Art entzündet. Und das geschieht immer so, bald stärker, bald wieder schwächer; oft stößt der Berg auch Asche aus und wirft Steine empor; wenn er vom Dampfe überwältigt wird, dann tost und brüllt er, weil er nicht feste, sondern schmale und verborgene Luftöffnungen hat. Das ist die Beschaffenheit des Vesuvius, und solches geschieht auf ihm fast jedes Jahr<sup>1)</sup>.“

Bloß ein Kaiser aus der Reihe der Militärherrscher, Severus Alexander, der für Kunst und Wissenschaft viel übrig hatte, nach Erziehung und Gemütsanlage das beste versprach und bestrebt war, in die stark heruntergekommene Rechtspflege, die Verwaltung und Finanzen wieder Ordnung zu bringen, interessierte sich auch für die Reste der untergegangenen Städte. Man schreibt ihm den Befehl zu, nochmals in der Gegend des versunkenen Pompeji nachzusuchen, wobei viele Marmorstücke, Säulen und Statuen geborgen wurden. Aber nachdem der Befehlshaber seiner Garden von den Soldaten ermordet worden war, wurde auch der Kaiser selbst nach kaum dreizehnjähriger Regierung von meuternden Truppen getötet. Dann dachte niemand mehr an die versunkenen Städte.

<sup>1)</sup> Historia Romana, Buch LXVI und LXXVI

Während das Gebiet oberhalb Herculaneums, das unter 15 Meter hartem Gestein lag, allmählich wieder besiedelt wurde und zunächst ein kleines Dorf über der verschütteten Stadt entstand, waren es oberhalb des alten Pompeji nur einzelne Weinbauern, die sich dort und da ihre Hütten errichteten und zufällig einmal bei landwirtschaftlichen Arbeiten auf das eine oder andere vergrabene Haus stießen. Sonst aber wurden die Humusschicht und die Pflanzendecke immer dichter, und endlich blieb der Mantel, der über die verschwundenen Stätten einstigen blühenden Lebens gelegt war, völlig ungelüftet.

So gerieten die beiden Städte allmählich gänzlich in Vergessenheit, selbst ihre Namen verschwanden, nur eine dunkle Erinnerung erhielt sich irgendwie bei den Bauern der Gegend, die das Gebiet, wo einst Pompeji gestanden, Civitas, später Civita nannten. Aber sie dachten sich nicht mehr viel dabei, es wurde ein Gebietsnamen wie ein anderer. Nur auf Landkarten blieben noch die alten Namen verzeichnet und das kam daher, daß die vor der Katastrophe verfaßten Wegekarten des kaiserlichen Rom, welche die Entfernungen der bedeutenderen Orte des römischen Reiches angaben, natürlich auch Pompeji und Herculaneum aufwiesen. Bis ins späte Mittelalter hinein wurden diese alten römischen Karten noch benützt und bei der Vervielfältigung auch die beiden verschwundenen Städte gedankenlos immer wieder mit übernommen und eingetragen. So ist es für uns gleichgültig, ob die in Wien aufbewahrte berühmte Peutingerische Tafel, die beide Orte enthält, in der Zeit des Theodosius, also etwa im vierten Jahrhundert entstanden ist oder erst im dreizehnten. Es ist dies eine Pergamentkopie aus dem Besitze des Augsburger Humanisten Konrad Peutinger, die alle Straßen des römischen Reiches mit Stationsorten und den Entfernungen derselben voneinander aufweist. Man hat nie ermitteln können, wer sie eigentlich angefertigt hat, aber es ist zweifellos,

daß sie letzten Endes auf die alten römischen Legionskarten zurückgeht. Das Aufführen der zerstörten Städte bewies aber keineswegs, daß Ansiedlungen unter gleichem Namen wiederstanden waren.

Die völlige Vergessenheit, in die Pompeji und Herculaneum versanken, war besonders auch durch die Erschütterungen bedingt, die das Weltreich Roms nunmehr erfuhr. Es war in seiner Ausdehnung nicht mehr zu halten; die Tüchtigkeit des römischen Soldaten war gesunken, Thronkämpfe, Feindeseinfälle, Geldverfall schwächten das Reich. Um 330 wurde unter Kaiser Konstantin sogar das Kernland Italien zur Provinz und die Hauptstadt nach Byzanz verlegt, 395 gar das ganze Reich in ein ost- und ein weströmisches geteilt. Die Stürme der Völkerwanderung brausten dann über Italien, die ziehenden Germanenschwärme kamen bis in den Süden des Landes und nach Afrika. Um 476 starb der letzte Schattenkaiser in Neapel.

Was immer auch sonst im Lande geschah, Süditalien und Neapel blieben bis um das erste Jahrtausend unter byzantinischer Herrschaft. Aber die germanischen Völker, die bis zur Südspitze der stiefelförmigen Halbinsel vorgedrungen waren, brachten wohl den Untergang des römischen Reiches mit sich, bezahlten ihn jedoch mit ihrer eigenen Vernichtung. So fanden die Ostgoten unter König Teja im Kampfe mit dem byzantinischen Feldherrn Belisar an den Hängen des Vesuv um 553 ihr Ende, aber auch die Langobarden im Norden erlagen mit der Zeit gänzlich den Einflüssen des Landes.

Während die deutschen Kaiser mit der seit Verlegung des Kaisertums nach Konstantinopel aufsteigenden Gewalt des Papstes in Rom kämpften, blieb Neapel bis zu Beginn des 11. Jahrhunderts byzantinisch. Dann landeten normannische Abenteurer in der Gegend von Salerno, mengten sich in die dortigen ewigen Kriege und gründeten endlich eine normannische Dynastie. Nach der Eroberung Neapels unter Roger II.,

der von seinem Vater auch Sizilien geerbt hatte, wurde 1137 ganz Süditalien zu einer das Mittelmeer beherrschenden Großmacht vereinigt.

Die beiden versunkenen Städte aber waren mittlerweile in dem neuen politischen Werden so gründlich aus dem Gedächtnis der Menschheit verschwunden, als wären sie überhaupt niemals dagewesen. Man suchte sie gar nicht mehr, selbst die dort lebende Bevölkerung hatte keine Ahnung mehr von der genauen Lage der unglücklichen Orte, und der Geist des Mittelalters war nicht dazu angetan, ein besonderes Interesse an ihrem Wiederfinden aufkommen zu lassen. Dazu kam, daß bis zum Jahre 1139, da wieder ein heftiger Ausbruch des Vesuv stattfand, zahlreiche kleinere Eruptionen nicht nur mit Aschenregen, sondern auch mit Lavaausfluß erfolgt waren, die Herculaneum noch tiefer unter harter Lava begruben und wieder Asche über die sich schon neubildenden Humusschichten hinbreiteten, die über den Auswurfmaterialien des Ausbruchs von 79 gewachsen waren.

In den ersten zwölf Jahrhunderten nach der Katastrophe von Pompeji und Herculaneum befand sich der Berg bloß in mäßiger Tätigkeit, die ungefähr elfmal durch größere Ausbrüche in Zwischenräumen von durchschnittlich hundert Jahren unterbrochen wurde<sup>1)</sup>. Dann allerdings entbrannte der Vesuv immer seltener und seltener. Seit dem 14. Jahrhundert scheint er überhaupt kaum mehr tätig gewesen zu sein; der Krater schloß sich völlig, und selbst auf ihm begann sich eine Pflanzendecke auszubreiten. Nur heiße Quellen, die darin entsprangen, zeigten an, daß sich dort ein unterirdischer Feuerherd befinden müsse. So wurden die versunkenen Städte und damit die Geheimnisse des öffentlichen und privaten Lebens der alten Römer, sowie Kunstwerke und Gegenstände ihres täglichen Gebrauches treu bewahrt, die sonst allesamt

<sup>1)</sup> C. B. Alfano und I. Friedlaender, Die Geschichte des Vesuv. Berlin 1929. S. 22.

den Verheerungen der Kriege und den Plünderungen der Sieger und Eroberer zum Opfer gefallen wären. Zwei alt-römische Städte wurden förmlich verpackt und versiegelt, um so einer späteren wissenschaftlich und kulturell aufgeschlosseneren Zeit zum Entdecken und Auswerten vorbehalten zu bleiben. Für den Aberglauben des Mittelalters aber war der Vesuv, die ganze Zeit seiner Tätigkeit über, die „Öffnung der Hölle“.

Bis zur Vermählung des deutschen Kaisersohnes Heinrich (VI.) mit Konstanze, der Erbin der beiden Sizilien, wie Unteritalien und die Insel zusammen nunmehr benannt wurden, also nicht ganz zwei Jahrhunderte dauerte das Normannenreich. Dann kamen die Hohenstaufen, deren hochbegabter Vertreter Friedrich II. die deutsche Kaiserherrlichkeit in Unteritalien zur höchsten Blüte brachte, damit aber auch gleichzeitig die Eifersucht der päpstlichen Macht in Rom erregte. Von dort unterstützt, erhoben sich alle von Friedrich II. bezwungenen Gewalten zum Kampf gegen die kaiserliche Regierung, die nach dem Tode Friedrichs II. im Jahre 1250 keine so begabten Träger mehr besaß. Trotzdem des großen Hohenstaufen jüngster Sohn Manfred lebte und herrschte, trug Papst Urban IV., um die deutsche Kaisergewalt in Italien zu schädigen, dem Bruder des französischen Königs Karl von Anjou die Krone Neapels an und dieser schlug dann Manfred im Jahre 1266 aus dem Felde; auch der letzte Hohenstaufe Konradin wurde besiegt, Karl von Anjou ausgeliefert und von diesem in Neapel hingerichtet. Damit war der Einfluß der deutschen Herrscher im Süden der Halbinsel ausgeschaltet, der Parteigänger des Papstes wurde Herr Italiens. Die richtunggebende, führende, überlegene Macht in diesem Lande lag nun neben der geistlichen Gewalt bei dem König von Neapel und Sizilien, einem volksfremden Franzosen.

Die Anjou machten sich aber, besonders in Sizilien, zu-

nächst so verhaßt, daß es zur berühmten Sizilianischen Vesper von 1282 kam, das heißt der Niedermetzlung der französischen Besatzungstruppen an einem Abend. So konnte der Schwiegersohn Manfreds von Hohenstaufen, Peter von Aragon, die Herrschaft über die Insel Sizilien an sich reißen. Der seinem Vater gefolgte Karl II. von Anjou in Neapel schloß mit dem Prinzen von Aragon Frieden und bestätigte ihn in seinem Besitze Siziliens. Damit herrschte also hier eine spanische, in Neapel eine französische Dynastie. Fortwährende Kämpfe zwischen den beiden einst vereinten Staaten folgten. Es war natürlich, daß unter solchen Verhältnissen und weil die klassischen Schriften der Griechen und Römer nur in einzelnen, wenigen Abschriften in Klöstern ein verborgenes Dasein führten, niemand für Überbleibsel aus der Antike, also schon gar nicht für die vom Erdboden völlig verschwundenen campanischen Städte Interesse hegte.

Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts regierten die Aragon in Sizilien, die Anjou in Neapel, bis die kinderlose letzte Angehörige dieses Hauses, Johanna II., den König Alfons von Aragonien und Sizilien an Kindes Statt annahm; aber er mußte dennoch erst den Kampf um Neapel aufnehmen. Noch einmal versuchten die Franzosen, die Stadt und ihr Gebiet als Erbe der Anjou wiederzugewinnen, aber es gelang nur für kurze Zeit. Der nun in Neapel regierende Enkel des Königs Alfons namens Ferdinand suchte bei Spanien Hilfe, wo 1492 nach der Eroberung von Granada aus der Vereinigung von Aragon und Castilien eine mächtige Einheit entstanden war. Eine gewaltige Liga bildete sich gegen den König von Frankreich, Spanien und Österreich kämpften gegen ihn und spanische Truppen eroberten Neapel für den Aragonier Ferdinand II. wieder. Von da an blieb es auf Jahrhunderte hinaus unter dem Einfluß der Spanier.

Als der große habsburgische Kaiser Karl V. Österreich und Spanien zu dem mächtigen Reiche vereinigte, in dem die

Sonne nie unterging, beherrschte er gleichzeitig auch viele Staaten Italiens von Mailand bis Neapel und Sizilien. Glänzender und machtvoller als je war das Kaisertum der Hohenstaufen wiederhergestellt, und in Spaniens Hand lag die Vorkönigschaft in Italien ebenso wie in ganz Europa. In Neapel und Sizilien regierten nunmehr spanische Vizekönige.

Im 15. Jahrhundert hatte die 1445 erfolgte Erfindung der Buchdruckerkunst eine gewaltige Veränderung in der Entwicklung der Kultur der ganzen Welt mit sich gebracht. Während man bisher jedes Buch und damit auch die aus der Antike überlieferten Werke nur durch mühsames Abschreiben mit der Hand vervielfältigen konnte, war dies nun mit einem Schlag anders geworden. Mit großer Schnelle verbreitete sich die Kunst, mit beweglichen Lettern Schriften zu setzen und zu drucken, über die ganze Welt. Sie wurde die Wegbereiterin der Renaissance, der Epoche der Wiedergeburt der Antike am Ende des Mittelalters, die im Vergleich zu den zurückgebliebenen letzten Jahrhunderten in allen Zweigen der Kultur, in Bauten, Dichtkunst und Malerei eine so ungeheure Umwälzung und ein so strahlendes Licht verbreitete. Es ist kein Zufall, daß in den nun zahlreich aufsprießenden Werken und Büchern auch wieder der versunkenen Städte Pompeji und Herculaneum gedacht wird, freilich ohne noch an Ort und Stelle direkte Nachforschungen zu pflegen. So erwähnt im Jahre 1488 Niccolò Perotto diese Orte in seiner „Cornucopia“, sowie Sannazaro in seiner 1502 erschienenen „Arcadia“, einem Buche, in dem er in einer Art poetischen Vision so tut, als wäre Pompeji in der Gegend des nunmehr Civita genannten, mit Reben überdeckten Hügels wiederentdeckt. In Wirklichkeit war das damals noch nicht der Fall, und man hoffte nur darauf, der Ort aber war völlig richtig angegeben. Es war schon viel, wenn man überhaupt wieder davon sprach, und das wurde durch den Neudruck und die Verbreitung der Pliniusbriefe an Tacitus noch gefördert. In

einer Karte, die Ambrogio Leone im Jahre 1513 verfaßte, wurde an der Stelle, wo das heutige Portici liegt, also ziemlich richtig, der Name Herculaneum Oppidum eingetragen.

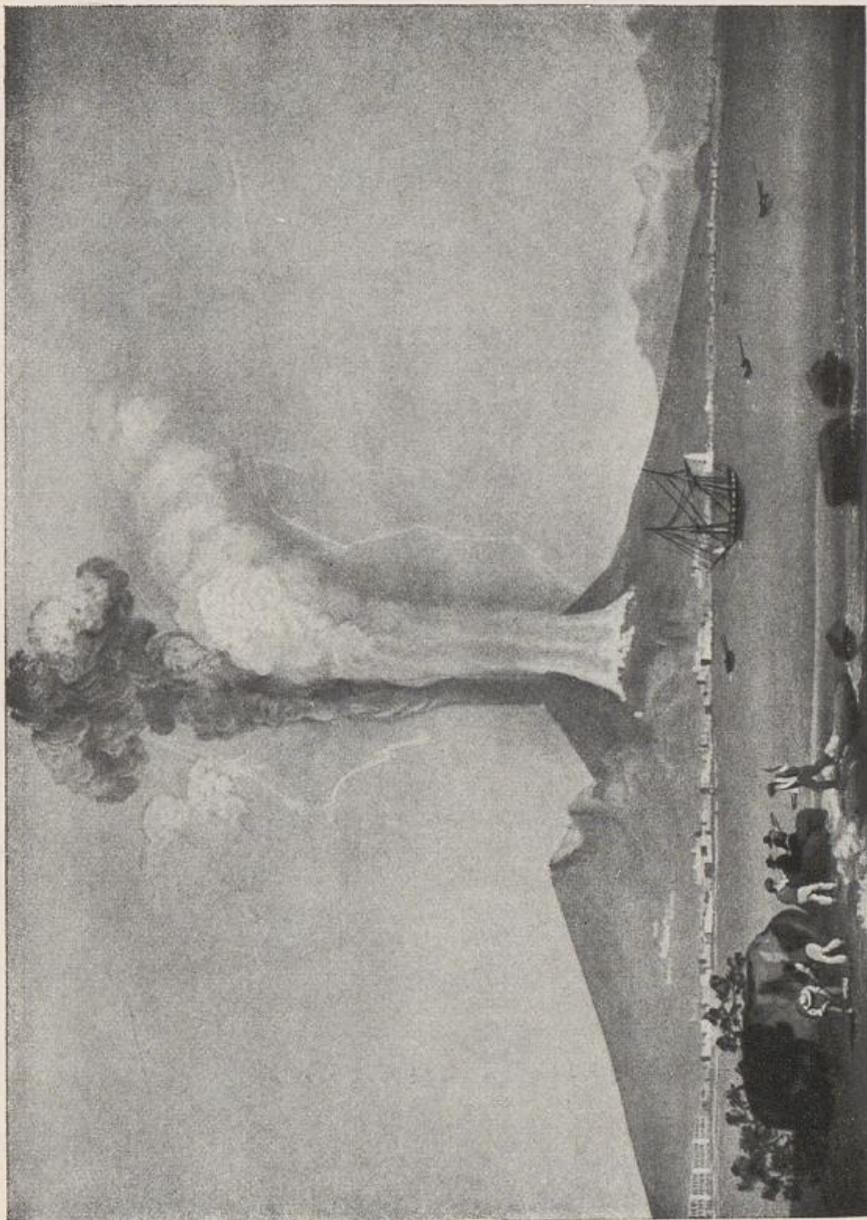
Als mit dem Tode Karls V. sein Bruder Ferdinand die deutsche Krone und die österreichisch-ungarischen Länder bekam, erhielt sein Sohn Philipp II. Spanien mit den italienischen, niederländischen und amerikanischen Besitzungen. Die Lage in Neapel blieb demnach unverändert und die spanischen Vizekönige weiter an der Macht. Als Leandro Alberti 1561 eine Beschreibung Italiens herausgab, erinnerte er darin an die verschütteten Städte Herculaneum, Pompeji und Stabiae und sagte auch, wo man ihre Lage vermute, was ziemlich den richtigen Verhältnissen entsprach.

Da, am Ende des 16. Jahrhunderts etwa um 1592, ordnete der örtliche Regent Mutius Tuttavilla, dessen Familie von Alfons von Aragonien in den Grafenstand erhoben worden war, den Bau eines Stollens an, der in Form eines unterirdischen Kanals vom Flusse Sarno nach Torre d'Annunziata führen sollte, welche Ortschaft zu wenig Wasser hatte. Hierzu ließ er den hochberühmten römischen Architekten Domenico Fontana kommen, der einen Plan entwarf und den Stollen mitten durch den Civita genannten Hügel führte, unter dem Pompeji begraben war, ohne zu ahnen, daß sich dies so verhielt. Da die Stadt doch fünf bis acht Meter unter dem Boden lag und der Stollen nicht immer in so großer Tiefe vorgetrieben wurde, streifte er nur an einzelnen Stellen die Oberfläche der antiken Stadt. Er führte vom Flusse Sarno am Amphitheater vorbei quer durch, oder besser gesagt über Pompeji hinweg, nächst dem Isistempel über das Forum und die Gräberstraße nordwestwärts nach Torre d'Annunziata. Ab und zu, wenn die Aschen- und Lapillischicht weniger tief war, stieß man bei der Arbeit auf Mauerreste. Einmal fand man sogar Münzen des Kaisers Nero und zwei Marmortafeln mit Inschriften, die von einem Marcus Lucrezius und von

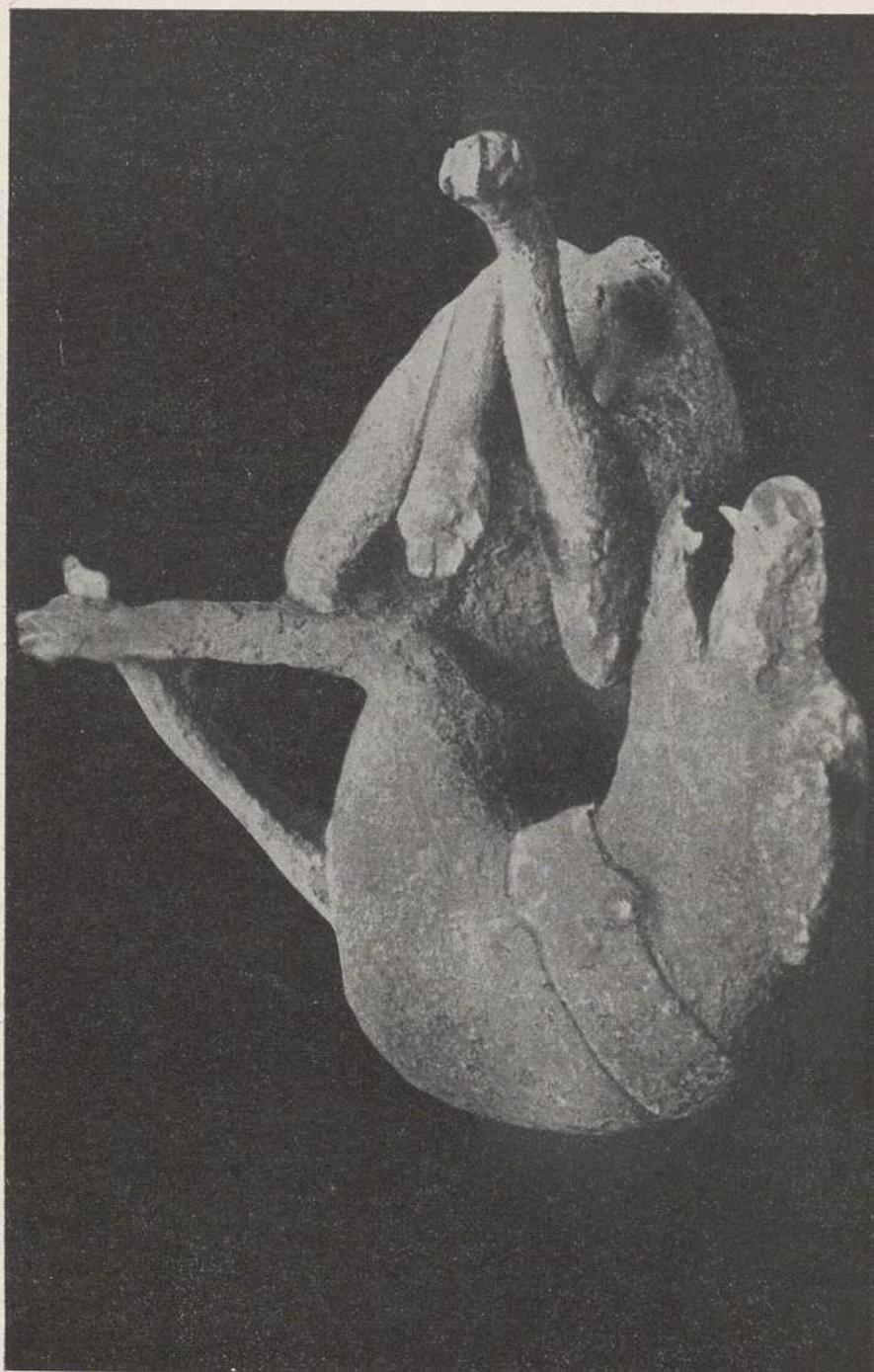
einem Dezimus Rufus sprachen und die „Venus Physica Pompeiana“ erwähnten. Das Wort Pompeiana war aber in der Inschrift abgekürzt, die Münzen verschwanden schnell in den Taschen der Arbeiter, die Marmortafeln wurden zer schlagen und vergessen, und aus den Funden, den Mauerresten und so fort, zog man keine weiteren Schlüsse. Sechs Jahre fast, bis 1600 dauerte der Bau dieses „Grabens des Grafen“ hart über der verschütteten Stadt, ohne doch zu ihrer Entdeckung zu führen.

Immerhin boten die vereinzeltten Funde Anreiz zu weiterem Suchen und erweckten Interesse für die Sache. Der Historiker Capaccio spricht in seiner 1607 erschienenen *Historia Neapolitana* von den Ausgrabungen beim Bau jener Wasserleitung. So blieb es zumindest irgendwo festgelegt, daß sich dort um Civita etwas Antikes gefunden habe. Trotzdem vergaß man es wieder, und dies um so mehr, als nun ein Ereignis eintrat, das wieder alle Welt in Schrecken setzte und von vorneherein eine weitere Nachsuche in diesen Gebieten vorläufig unmöglich, ja sehr gefährlich machte. So wurden die glücklichen Ansätze, die schon fast zur Auffindung Pompejis geführt hätten, wieder auf lange Zeit hinaus völlig vernichtet.

Der Vesuv nämlich, der in den letzten mehr als vierhundert Jahren, ganz bestimmt aber in den letzten hundert Jahren keinerlei Ausbruch mehr gezeigt hatte, begann sich wieder zu rühren. Der Arzt Niccolò de Rubeo und ein gewisser Salimbeni hatten im Jahre 1619 den Vulkan bestiegen und waren auch bis in das Innere des Kraters vorgedrungen. Er war damals mit Eichen, Steineichen, Eschen und Waldbäumen dicht bedeckt und es sollen dort sogar Wildschweine gejagt worden sein. Alles in allem dachte nun niemand mehr an die Möglichkeit eines Wiederausbruchs. Jedermann hielt den Vulkan für erloschen und untätig. In den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts aber hatten sich mehrere Erdstöße ereignet, deren Ausgangspunkt immer irgendwo in der Um-



36. Die, bezeichnende Rauch- und Dampfpläne bei einem Ausbruch des Vesuv  
Nach einem Neapolitaner Gouachebild aus späterer Zeit



37. Gipsabguß des Hohlraumes um das Skelett des angekettet gewesenen  
und in der Asche erstickten Haushundes des Kleiderreinigers (Walkers)  
Vesonius Primus

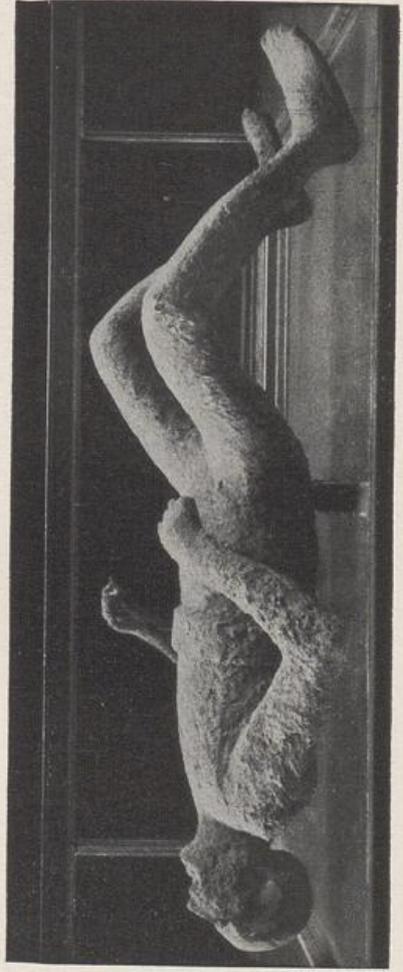
Reg. VI. Ins. 14. Nr. 2



38. Ein Pompejaner, der sich im Augenblick der Katastrophe zu gymnastischen Übungen in der Palästra, dem Freiluftturn- und -schwimmplatz nächst dem Amphitheater befand, hockte sich Schutz suchend unter eine Stiege, erstickte aber in der seitlich eindringenden feuchten Asche  
Gipsausguß der Form des um sein Skelett entstandenen Hohlraumes



39. Ein vierzehnjähriges Mädchen, das hinter ihrer Mutter in die feuchte Asche niedersank. Es versuchte das Gesicht mit der Hand zu schützen. Einer der ersten von dem Erfinder dieser Methode, Fiorelli, gewonnenen Gipsabgüsse des Hohlraumes um ein Skelett



40. Ein auf den Rücken gefallener riesenhafter, die Frauen begleitender Sklave  
Aus Pompeji, vico degli scheletri. Reg. VII

gebung Neapels zu suchen war. Ende 1631 gab es besonders heftige Erdbeben. In den ersten Dezembertagen mußte man wieder Wassermangel in den Brunnen feststellen; die Tiere waren höchst unruhig, aber der Himmel blieb heiter und wolkenlos. Da am Morgen des 16. Dezember, ungefähr um sieben Uhr, sahen die zur Arbeit gehenden Bauern plötzlich aus dem Kegel des Vesuv eine riesige Rauchwolke zum Himmel steigen. Bald folgten furchtbare Explosionen und Donnerschläge. Ungeheure schwarze Massen stiegen zum Himmel und wurden zu großer Höhe emporgewirbelt. Lapilli und Aschensand begannen zu regnen und tiefe Nacht hüllte die Gegend genau so ein wie im Jahre 79 n. Chr. Alles flüchtete wieder Hals über Kopf vor dem Aschenregen und den giftigen Gasen. Damals aber herrschte in vielen Teilen Süditaliens die Pest, und daher schlossen sich die Ortschaften gegen jeden Zuzug von anderen ab, um die gräßliche Seuche nicht einschleppen zu lassen, gegen die man zu jener Zeit vollkommen wehrlos war. Und nun mit einem Male wälzte sich ein über 40000 Köpfe starker Strom von Flüchtlingen, also der Zahl nach die Bewohnerschaft einer ganzen Stadt, heran und suchte in Neapel Zuflucht. An den Toren angekommen, fanden sie diese verschlossen, konnten aber ebensowenig zurück, denn ein Schlammstrom, gleich jenem, der im Jahre 79 Herculaneum überflutet hatte, sperrte ihnen den Rückweg. So blieb dem Vizekönig schließlich nichts anderes übrig, als die Tore öffnen zu lassen und die Masse der Flüchtenden ergoß sich in die Stadt.

Bisher war der Ausbruch des Vesuv fast genau so vor sich gegangen wie jener der Antike. Am 17. Dezember 1631 aber, an welchem Tage die Tätigkeit des Vulkans in ungeheurem Maße zunahm, unterschied sie sich ganz wesentlich von dem damaligen Naturereignis. Gewaltige Wassermassen strömten plötzlich aus dem Erdinnern hervor, mengten sich mit Asche und Lapilli und stürzten herab bis ins Meer. Alles was sich

entgegenstellte, Bäume und Mauern, Menschen, Tiere und Möbel, ja auch riesige Felsstücke wurden von den tosenden Fluten mitgerissen. Dann, am Vormittag desselben Tages, öffneten sich plötzlich Flanke und Fuß des Kegels, und es ergossen sich daraus glühend-feurige Lavaströme, wie sie im Jahre 79 dem Vulkan überhaupt nicht entquollen waren. Sie flossen vielfach verzweigt und über das versunkene Herculaneum hinweg nach Portici und Torre del Greco bis an das Meer und drängten es zurück, so daß es aussah, als würden die Wogen an den Küsten lichterloh brennen.

Verzweifelt veranstaltete die Neapler Bevölkerung Prozessionen mit dem berühmten Blute des unter Kaiser Diokletian zu Tode gemarterten heiligen Januarius, das zuweilen flüssig wird, um dann wieder zu erstarren. Noch am 18. Dezember setzte sich der Ausbruch fort, aber allmählich teilten sich die Wolken um den Gipfel, und als der Wind ihrer Herr geworden war und die Sonne wiederkehrte, konnte man feststellen<sup>1)</sup>, daß der gewaltige Kegel des Berges gleichsam „wie enthauptet“ war. Ungeheuer waren die Zerstörungen, ungefähr doppelt soviel Menschen als seinerzeit bei Pompeji und Herculaneum, also etwa 4000 waren umgekommen, über 6000 Tiere wurden getötet, bis neunzig Kilometer entfernt waren Steine geschleudert worden, ja selbst in Neapel lag die vulkanische Asche dreißig Zentimeter hoch. Diesmal hatte sowohl das Wasser als auch die Lava zahlreiche Dörfer zerstört, letztere insbesondere die Gegend westlich und südlich des Vesuv. Das Gebiet um Resina, das damals wie heute genau oberhalb des fünfzehn Meter tief verschütteten Herculaneum lag, wurde durch Lava fünf weitere Meter tief begraben. Wegen der Windverhältnisse und der Richtung des Ausbruches überhaupt, wurde der Raum östlich und südlich des Vesuv, also jener um Pompeji, damals bedeutend weniger hergenommen, immerhin aber auch stark in Mitleidenschaft

<sup>1)</sup> Alfano und Friedlaender, a. a. O. S. 26.

gezogen. Vor dem Ausbruch hatte der Krater ungefähr einen Umfang von zirka zwei, nachher aber einen solchen von fast fünf Kilometern<sup>1)</sup>.

Weithin schien das Land zu brennen und zu rauchen, überall war Sand, Asche und Verwüstung. Um die Nachkommen zu warnen, ließ der Vizekönig von Neapel, Emanuele Fonseca, in Portici eine eiserne Gedenktafel anbringen, die noch heute an ihrem Platze steht.

„O Kinder und Enkel“, heißt es da, „euch geht es an! Ein Tag leuchtet dem anderen und im Gestern schöpft der morgige seine Lehre. Hört! Wohl zwanzigmal, seitdem die Sonne scheint — wenn die Geschichte wahr erzählt —, hat der Vesuv gebrannt. Stets vernichtete er erbarmungslos diejenigen, die im Fliehen langsam waren. — Damit er euch nach diesem letzten Unglück nicht wieder unverhofft überfalle, warne ich euch! Der Schoß dieses Berges birgt viel Pech, Alaun, Schwefel, Eisen, Gold, Silber, Salpeter und Wasserquellen. Früher oder später entbrennt er. Vorher aber stöhnt er, tobt und läßt die Erde erbeben. Er speit Rauch, Flammen und Blitze aus, läßt die Luft erzittern, dröhnt, heult und jagt die Bewohner von dannen. Flieh, solange du noch fliehen kannst. Bald bricht er auseinander und speit einen Feuerstrom aus, der eilends herabstürzt und den verspäteten Flüchtlingen den Weg versperrt. Erreicht er dich, so ist's um dich getan und du bist tot! Mißachtet man ihn, so straft er die Unvorsichtigen und Habgierigen, denen Hab und Gut teurer ist als das Leben. Doch du, wenn du Vernunft hast, höre die Stimme des Marmors, der zu dir redet. Kümmere dich nicht um den häuslichen Herd, sondern fliehe ohne zu zögern. — Anno Domini 1632. Philipp IV., König. — Emanuele Fonseca, Vizekönig.“

<sup>1)</sup> Siehe die Darstellung des Ausbruches und auch die weiter unten wiedergegebene Proklamation des Vizekönigs in Alfano und Friedlaender, a. a. O. S. 27 f.

Die Folgen des Erdbebens waren furchtbare. Auch das Meer hatte sich dreimal weit zurückgezogen, dann aber war es wiedergekehrt und hatte, die Zerstörung vermehrend, sein altes Becken überschritten. Vor dem Ausbruche war der Vesuvkegel etwa vierzig Meter höher gewesen als der seinerzeit stehengebliebene nördliche Kraterrand, die sogenannte Somma, nun aber lag er viele Hunderte Meter tiefer als diese. Die Zeitgenossen hatten noch viel Ärgeres erlebt, als ihre Ahnen im Jahre 79 n. Chr. Begreiflich, daß jeder jetzt nur an sich dachte und alle Anstrengungen dahin gehen mußten, sowie der Vulkan zur Ruhe gekommen war, den angerichteten Schaden möglichst wieder gutzumachen. Der Vesuv blieb nun weiter in allerdings mäßiger, nur zeitweise stärkerer Tätigkeit, aber es war verständlich, daß die wenigsten mehr an Pompeji dachten.

Nur einer, der in Rom lebende Hamburger Gelehrte Luc Holstenius, der sechs Jahre nach dem gewaltigen Ausbruche, also im Jahre 1637, Neapel und auch die Gegenden südlich und südöstlich des Vesuv besuchte, gedachte noch der antiken Städte. Er kam damals auch auf den von der Bevölkerung Civita genannten Hügel, durch den sich die Wasserleitung von Torre d'Annunziata zog und der sich mittlerweile von dem Aschenregen, der ihn diesmal nur leichter getroffen, wieder erholt und neu mit Reben bedeckt hatte. Lange hielt sich der Gelehrte, der sich schon seit Jahrzehnten mit Ausgrabungen in Rom beschäftigte, forschend und sinnend in dieser Gegend auf, und als er sie verließ, stand es bei ihm fest, daß unter diesem mit Civita bezeichneten Raum Pompeji liege. In seinen „Adnotationibus“ hat er dies dann auch ausdrücklich erklärt. Sofort aber traten ihm viele entgegen und behaupteten, er hätte Unrecht, denn dort müsse Stabiae und nicht Pompeji liegen. Das sei dann auch besser mit der Peutingerschen Tafel in Einklang zu bringen; doch war es natürlich ausgeschlossen, nach einer solch flüchtigen, bloß

schematischen Straßenentfernungskarte die topographisch genaue und nicht nur beiläufige Lage eines Ortes feststellen zu wollen.

Ein anderer einheimischer Gelehrter, Camillo Pellegrino, seines Zeichens Geschichtsschreiber, beschäftigte sich in einem 1651 in Neapel erschienenen Buche<sup>1)</sup> mit in Campanien gefundenen Altertümern. Er vermutete Herculaneum unterhalb der Ortschaft Torre del Greco, und sprach im Text von Pompeji so, daß man eigentlich annehmen mußte, er beurteile seine Lage ganz unrichtig. Im Index aber sagt auch er von der antiken Stadt an einer Stelle, „man kann glauben, sie wäre einmal in der Gegend gestanden, die heute Civita genannt wird“. Sonst aber herrschten vielfach sehr falsche Vorstellungen darüber, wo die beiden Orte begraben lägen. Dies gilt insbesondere für das neuerlich von Lava übergossene Herculaneum. Auch Francesco Balzano erklärte 1688 in seinem „Das alte Herculaneum oder Torre del Greco aus der Vergessenheit gehoben“, diese beiden Orte lägen übereinander.

Da ließ jemand im Jahre 1689 in einiger Entfernung vom Vesuv Grabungen vornehmen, um einen Brunnen zu gewinnen. Den Arbeitenden fiel es dabei auf, daß mehrere Erdschichten verschiedener Gesteinsbeschaffenheit, sehr klar abgegrenzt, horizontal übereinander lagerten. Das war nämlich gewachsene Erde, eine schmalere Lapillischicht, eine tiefe Lage Asche, endlich eine noch breitere Lapilli aus dem alten Ausbruche vom Jahre 79. Als man die vierte Schicht durchgraben hatte, fand man einige Steine mit Aufschriften, darunter eine, die ausdrücklich den Namen Pompeji aufwies. Es war klar, daß die Funde echte Denkmäler des römischen Altertums waren, darum verständigte man sofort den Eigentümer des Grundstückes, der den Befehl gab, weiterzugraben,

<sup>1)</sup> Camillo Pellegrino, Apparato alle Antichità di Capua ovvero discorsi della Campania felice. Napoli 1651.

solange das Grundwasser dies nicht hindern würde. Gleichzeitig machte der Mann dem damals berühmten Architekten in Neapel, Francesco Picchetti, einem Naturliebhaber und Forscher, Mitteilung von dem Entdeckten und untersuchte mit ihm die verschiedenen aufgedugenen Erdschichten näher. Dabei fanden sich noch einige andere Dinge, wie zum Beispiel verrostete eiserne Türschlösser, ein kleiner Priap (männliches Glied) und ein Dreifuß. Als man aber nun dem Picchetti die beiden Inschriften zeigte, erklärte er, es handle sich nicht um die Stadt Pompeji, sondern es sei offenbar einmal hier ein Landhaus des Pompejus gestanden. Der Historiker Bianchini dagegen erkannte ganz richtig, daß diese Inschrift sich schon aus guten geographischen Gründen auf die Stadt Pompeji beziehen müsse und schrieb dies auch in seiner 1699 erschienenen „Storia universale“ nieder, jedoch hatte es mit der oben geschilderten Nachsuche sein Bewenden. Picchetti blieb bei seiner Meinung und ging der Sache nicht weiter und sorgfältiger nach.

Von den verschiedenen Nachrichten angeregt, durchsuchte aber ein anderer, der Vesuvforscher Giuseppe Macrini, im Jahre 1693 auch seinerseits den Hügel, den man Civita nannte und wo sich gelegentlich der Brunnenarbeiten antike Überreste gezeigt hatten. In seiner im gleichen Jahre in Neapel herausgegebenen Schrift „De Vesuvio“ erklärte er wieder klar und deutlich, in der Gegend, die heute Civita heiße, werde gewiß Pompeji sein: „Ich habe selbst ganze Häuser, Ruinen großer Mauern und einige Säulen (Hallen) aus Ziegeln gesehen, die zum Teil ausgegraben waren.“ Doch auch dieser Gelehrte hatte keine Möglichkeit, sich den Funden gänzlich zu widmen. Die ausgegraben Teile verfielen und bedeckten sich wieder mit Grün, und so stand man nach solch glücklichen Anfängen so ziemlich wieder auf demselben Punkt wie vorher. Die meisten Gelehrten der Zeit mißachteten die vereinzelt behauptungen einiger klarer blickender Schrift-

steller und konnten sich nicht entschließen, anzuerkennen, daß Pompeji tatsächlich gefunden wäre.

Mittlerweile hatte sich in der großen Politik eine gewaltige Änderung ergeben. An Stelle Spaniens war um die Mitte des 17. Jahrhunderts das Frankreich Ludwigs XIV. zur vorherrschenden Macht in Europa geworden. Ununterbrochene Kriege hatten endlich im Jahre 1697 zu einem Frieden geführt, als drei Jahre später der Tod des letzten spanischen Habsburgers von neuem den Zankapfel in den europäischen Völkerraum warf. Auf dem Spiel stand das spanische Erbe, auf das der deutsche Kaiser Leopold I. und Ludwig XIV. ziemlich gleiche Rechte geltend machten. Der nun folgende Erbfolgekrieg sah die Österreicher unter dem genialen Prinzen Eugen von Savoyen zumeist siegreich, und dabei gelang es auch dem General Grafen Daun, den Spaniern Neapel zu entreißen. Die Friedensschlüsse von Utrecht im Jahre 1713 und Rastatt 1714 teilten endlich die spanische Monarchie, indem das Mutterland und seine amerikanischen Besitzungen an Ludwigs XIV. Enkel Philipp kamen, während Kaiser Karl VI. Belgien und den spanischen Besitz in Italien erhielt. Demnach war nicht nur Österreich zur mitteleuropäischen Vormacht geworden, sondern auch Herr über Italien und damit über Festlandsneapel. Nur Sizilien konnte nicht erobert werden und kam an Savoyen.

Nun war es an Österreich unter seinem neuen Herrscher, Neapel und Süditalien durch Vizekönige verwalten zu lassen. Der erste, Graf Martinitz, trat am 7. Juli 1707 sein Amt gleichzeitig mit der Besetzung der Stadt durch deutsche Truppen an. Damals „rejoignierte die Kaiserarmee“<sup>1)</sup> in Neapel auch der Kavallerieoberst Emanuel Moritz von Lothringen, Prinz d'Elboeuf, ein weit entfernter Verwandter seines obersten Befehlshabers, des Prinzen Eugen. Die Fremden wurden

<sup>1)</sup> Prinz d'Elboeuf beim Passieren Roms an die Gemahlin Kaiser Karls VI. in Wien. 1707. Wien, Staatsarchiv.

von der Bevölkerung nicht gerade allzu begeistert begrüßt. Das zeigte sich bei der feierlichen Einsetzung des Vizekönigs. Ein glänzender Reiterzug bewegte sich bis vor das von Österreichern besetzte Schloß Castelnovo, wo nach alter Sitte bei jedem neuen Statthalter auch der Kastellan neu einzusetzen war. Graf Martinitz klopfte<sup>1)</sup> an das Tor.

„Wer da?“ rief der Kommandant.

„Karl der Dritte“, antwortete der Vizekönig, denn sein kaiserlicher Herr, Karl VI., nannte sich als König von Neapel der Dritte. Unter Willkommgruß senkte sich die Zugbrücke, und der General, der das Kastell kommandierte, erhielt mit den Schlüsseln des Schlosses die Macht über die Stadt anvertraut. Drei Tage sollte das Fest des Einsetzens der österreichischen Herrschaft dauern und mit feenhafter Beleuchtung, Feuerwerk, Speis und Trank gefeiert werden. Da rührte sich aber der Vesuv wieder; schon seit Ende Juli hatte er erhöhte Tätigkeit gezeigt, und gerade zur Zeit der Feier öffnete sich die Flanke des Berges und ein glühender Lavastrom trat zutage. Zuerst strömte er wieder gegen Resina, wurde jedoch zum Glück anderwärts abgelenkt. Aber Lapilli und Asche richteten in der Umgebung ziemlichen Schaden an. Gerade am 2. August, als die prunkvolle Machtübernahme des Vizekönigs im Zuge war, setzte wieder solch ein Aschenregen über Neapel ein, daß es um 3 Uhr nachmittag schon gänzlich dunkel war. Der weiße Staub bedeckte die Stadt bereits mehrere Finger hoch, als der Vizekönig eine große Prozession anordnete, an der er selbst teilnahm. Das Haupt des heiligen Januarius wurde dabei beschwörend gegen den Berg gehalten. Tags darauf hörte der Ausbruch des Vesuv auf. Graf Martinitz aber konnte nicht hindern, daß das Volk sich zuraunte, der Himmel selbst lehne die neue Herrschaft ab und dies sei durch das grauenvolle Naturereignis zum

<sup>1)</sup> Dr. Heinrich Benedikt, Das Königreich Neapel unter Kaiser Karl VI. Wien 1927. S. 54 f.

Ausdruck gekommen. Der Ausbruch war der stärkste seit dem Jahre 1631, und wieder hatte sich die gefürchtete gewaltige Rauchpinie über dem Vulkan gezeigt.

Die Österreicher richteten sich in Neapel bald häuslich ein, unter ihnen auch Prinz d'Elboeuf, der in einem der vornehmsten Viertel der Stadt in einem gemieteten Palais wohnte. Obwohl noch Junggeselle, gab er viele Feste und veranstaltete auch ausgezeichnete Theatervorstellungen. Im Jahre 1710 zum Obristfeldwachtmeister ernannt, was ungefähr unserem Generalmajor entspricht, verlobte er sich mit der neapolitanischen Prinzessin Salsa. Und dies, obgleich man beim Hofkriegsrat in Wien die Verbindung eines kaiserlichen Offiziers mit einer Neapolitanerin nicht allzu gerne sah, da man wußte, daß sich sehr starke Widerstände gegen die österreichische Herrschaft gerade auch innerhalb der hohen Kreise der Stadt geltend machten. D'Elboeuf mußte erst einigen Widerstand überwinden, bis er seinen Herzenswunsch erfüllt sehen konnte. Den Sommer über wohnte der General im Palazzo des Fürsten von Santo Buono, der in Portici ungefähr nordwestlich der oberhalb des einst verschütteten Herculaneum erbauten Ortschaft Resina lag. Ihre Bewohner ahnten nicht, welche Schätze zwanzig Meter unter ihren Wohnungen begraben waren.

Eines Tages legte ein Bauer, Giovanni Battista Nocerino aus Resina, genannt Enzecchetta, den Brunnen seines Hauses etwas tiefer, weil er zu wenig Wasser gab. Er mußte dazu sehr feste, harte Schichten durchdringen und stieß bei den Arbeiten plötzlich auf kostbare Steine aller Art, auf weißen Marmor und Alabaster. Auch das sogenannte giallo antico, ein zur Römerzeit sehr geschätzter gelblicher Marmor, fand sich da vor, und zeitweilig zeigten die Stücke durch ihre Form auch, daß sie offenbar Teile antiker Säulen und Bauwerke gewesen waren. Der Bauer machte sich nicht viel Gedanken darüber, warf die weniger guten weg, behielt die schönsten

zu Hause und verkaufte sie nach einiger Zeit an einen sogenannten Marmoraro, einen Mann, der solche Steine suchte, um daraus Heiligenstatuen für Kirchenschmuck zu formen oder sie in den Gärten der Vornehmen für Springbrunnen und dergleichen zu gebrauchen.

Nun hatte sich Prinz d'Elboeuf in dieser Zeit, schon im Gedanken an seine Heirat, in der Nähe der Sommerresidenz von den Patres des nahegelegenen Klosters San Pietro d'Alcantara am Ufer des Meeres ein Stück Land gekauft, auf dem er ein kleines Haus, ein Kasino errichten und besonders schön schmücken wollte. Dazu ließ er sich einen Mann aus Frankreich kommen, der es verstand, aus pulverisierten, alten Steinen und Marmorteilen eine Art Porzellankitt herzustellen, aus dem man einen Stuck formen konnte, der nicht nur glänzend, sondern selbst härter als Marmor war. Er und der Prinz bemühten sich also, die dafür nötigen Materialien zu beschaffen und kamen so auf den Marmoraro, der dem Enzeczetta die Steine abgekauft hatte. Sofort erkannte der Prinz, daß diese Stücke offenbar antiker Herkunft seien und befragte den Mann, woher er sie habe. Der führte den General zu dem Bauer in Resina und ließ ihm zeigen, was noch da war. Ohne Verzug kaufte der Prinz alles vorhandene und ließ die Sachen in seine Villa bringen, um sie genauer zu studieren. Aus diesen Dingen erkannte d'Elboeuf, daß das Feld und der Brunnen des Bauern nächst dem Garten des Klosters der Augustiner-Barfüßer offenbar oberhalb irgendeines antiken Gebäudes liegen mußten. Der gleichen Meinung war auch sein Architekt, der Neapolitaner Giuseppe Stendardo, den er eiligst herbeigerufen hatte. Begeistert betrachteten die beiden die Säulen und Architravfragmente aus rotem und gelbem antiken Marmor, die geschliffenen Alabasterplatten und so weiter, die jener Mann mit der Zeit aus seinem Brunnen hervorgeholt hatte.

Sofort entschloß sich d'Elboeuf, dieses Feldstück des

Bauern Enzecchetta mitsamt dem Brunnen anzukaufen und dort auf eigene Faust Ausgrabungen vorzunehmen. Er dachte damals nicht im entferntesten, daß es etwa eine der in der Antike verschütteten Städte sein könnte, deren erste Teile damals zutage traten. Mit Feuereifer ging er aber daran, sowie das Feld in seinem Besitz war, unter seiner und des Architekten Leitung Arbeiter anzustellen, die von dem besagten Brunnen aus nach allen Seiten Kaninchenlöchern gleichende, unterirdische Stollen vortrieben. Nach wenigen Tagen stieß man auf ein Gewölbe, in dem sich neben vielen Bruchstücken kostbarer Gesteine auch eine Statue des Herkules griechischer Arbeit aus parischem Marmor fand, die wohl in mehrere Stücke zerbrochen, aber sonst gut erhalten und leicht wieder zusammenzufügen war. Daneben lagen auch Säulen aus herrlichstem vielfarbigen, durchsichtigen Alabaster. Endlich auch die Statue einer im ersten Augenblick fälschlicherweise für Cleopatra gehaltenen Frau, der ein Arm und ein Fuß fehlten, die aber kurz darauf auch hervorgeholt werden konnten. Endlich fand sich eine riesige Marmorplatte, zirka eineinhalb Meter hoch und fünfeinhalb Meter lang. Unter ungeheuren Mühen brachte man sie so weit heran, daß sie mit einer Winde durch den Brunnen ans Tageslicht geseilt werden konnte, und da entdeckte man bei der Reinigung darauf eingelassene, gewaltige, ein Viertelmeter hohe Lettern aus Metall. Es war eine Inschrift in römischen Großbuchstaben, die den Namen des Appius Pulcher, Sohn des Cajus, nannte, der noch um 38 v. Chr. lebte, im Jahre als Cajus Norbanus Flaccus römischer Konsul gewesen war. Pulcher stand seinerzeit mit Cicero in Briefwechsel und wurde dessen Nachfolger in der Statthalterschaft von Sizilien. Damit war ein Anhaltspunkt gegeben und der Architekt Stendardus, in römischer Geschichte zu wenig bewandert, begab sich mit all diesen Ergebnissen sofort nach Neapel, um mit den Gelehrten dieser Stadt, vornehmlich Archäologen und

Geschichtsforschern, zu beraten, was das Gefundene wohl sein könnte; insbesondere wurde der damals berühmte Professor Dr. Giuseppe Valletta zu Rate gezogen<sup>1)</sup>.

Einige Gelehrte erklärten nun mit vieler Phantasie aus ihren meist recht unklaren Kenntnissen antiker Mythologie heraus, der zweite Sohn des Herkules namens Retino habe dereinst den Hafen von Herculaneum ungefähr dort erbaut, wo sich heute Torre del Greco befinde. Die Ortschaft Resina aber hätte nach diesem selben Retino zunächst den Namen Retina und später Resina angenommen. In antiker Zeit habe nun dieser Retino dort einen Rundtempel mit vierundzwanzig Säulen aus durchsichtig-farbigem Alabaster errichtet und zwischen je zwei Säulen eine Statue gestellt. Im Innern wäre eine Halle mit gleichfalls vierundzwanzig Säulen aus giallo antico, dem gelben Marmor, gewesen und der Fußboden aus dem gleichen Material gefertigt. Sie stützten sich bei dieser Erklärung auf verschiedene Nachrichten aus der Literatur der Antike.

Prinz d'Elboeuf vermeinte also zunächst, einen prachtvollen Herkulestempel gefunden zu haben, und setzte, durch diese Gelehrtenideen angeregt, die Ausgrabungen mit Feuereifer fort. Obwohl diese Angaben falsch waren, in einem hatten sie doch recht: in der Erklärung nämlich, das Gebäude sei offenbar zur Zeit der großen Katastrophe unter Kaiser Titus verschüttet worden. Auf jeden Fall erreichten sie, daß der Prinz in seiner Arbeit nicht mehr erlahmte und diese wurde auch in der nächsten Zeit von ganz besonderem Erfolge gekrönt.

<sup>1)</sup> Für diesen Fund sind die wichtigsten Quellen: *Symbolae litterariae Opusculum Varia*, Vol. I Florentiae 1748, *Admiranda Antiquitatum Herculanesium Notizia I. di alcuni insigni Monumenti antichi, scavati alla Real Villa di Portici l' anno MDCCXI data da D. Giuseppe Stendardo*. *Architetto Napolitano*, al Sig. Bindo Simone Peruzzi, Patrizio Fiorentino; weiters *Giornale dei Letterati d'Italia*. Tomo quinto S. 399. Venezia 1711; weiters Keerl, Johann Heinrich, *Über die Ruinen Herculaniums und Pompejis*, Gotha 1791; ferner Giuseppe Fiorelli, *Giornale degli Scavi di Pompei*, Napoli 1860—1864, und Beckers *Augusteum*, Dresden, I/108—110.

Einige Tage nach der Beratung in Neapel fand man bei dem mühevollen Vortreiben der Stollen in dem außerordentlich festen Gestein der ehemaligen Schlammmasse drei herrliche Frauenstatuen, die verhältnismäßig nur wenig beschädigt waren. Es handelte sich offenbar um eine Mutter mit ihren beiden Töchtern, denn die eine Statue war in ein dünnfaltiges Untergewand und einen von rückwärts her über den Kopf gezogenen weiten Mantel gekleidet, der die ganze Gestalt dicht einhüllte. So pflegten nur Matronen sich zu kleiden. Das feingeformte Gesicht trug durchaus ideale Züge, und sie und die Behandlung des Gewandproblems wiesen darauf hin, daß das Urbild in der Richtung praxitelischer Kunst zu suchen war. Der römische Bildhauer, der dieses schuf, hatte sich offenbar des griechischen Vorwurfes bedient. Daneben fanden sich zwei Mädchenstatuen, gleichfalls in dichte Gewänder gehüllt, aber mit unbedecktem Haupt, wie es bei Jungfrauen üblich war. Die Figur der Matrone war am Hals und in der Höhe des Schenkels gebrochen, sonst aber vorzüglich erhalten.

Prinz d'Elboeuf war von seinem Fund entzückt und begeistert. Im Sinne der in Neapel erhaltenen Aufklärungen war er nun überzeugt, bisher fünf von jenen zwölf Statuen gefunden zu haben, die nach den Mitteilungen der Gelehrten zwischen den vierundzwanzig äußeren Säulen stehen mußten, und hoffte daher mit Sicherheit, auch noch die anderen zu finden. Er setzte also seine Arbeiten mit höchstem Eifer fort, gleichzeitig aber dachte er daran, daß die Kunde von den Funden vielleicht die Begehrlichkeit vieler anderer wecken könnte und war daher sehr darum bemüht, diese möglichst geheimzuhalten.

Schon lange wünschte der Prinz, sich die Zuneigung Eugens von Savoyen in weitgehendem Maße zu erwerben, der zwar vielleicht mit ihm verwandt war, dies aber nicht recht anerkannte oder die Verwandtschaft zumindest für so ent-

fernt hielt, daß daraus keine besonderen Folgerungen zu ziehen waren. Prinz d'Elboeuf führte ein prunkvolles Leben, brauchte viel Geld und mußte wiederholt am Wiener Hofe und insbesondere bei der Kaiserin um Geldunterstützung vorstellig werden. Darum hätte er es sehr begrüßt, wenn Eugen von Savoyen über ihn eine gute Auskunft gäbe, falls er als Präsident des Hofkriegsrates in Angelegenheit dieser erbetenen Geldaushilfen über den Bittsteller befragt werden sollte. So kam d'Elboeuf der Gedanke, dem Feldherrn, der durch seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft nicht weniger weltberühmt war als durch seine kriegerischen Erfolge, diese unschätzbar wertvollen, herrlichen antiken Bildwerke zum Geschenk zu machen. Dem aber stand entgegen, daß sie teilweise beschädigt waren, bei der einen Mädchenstatue der Kopf, bei der anderen die Hände und Zehen des rechten Fußes ergänzt werden mußten und auch die Figur der Matrone, die 1,95 Meter maß, in einzelnen Teilen des Gewandes und an den Fingern der Hände auszubessern war. D'Elboeuf wollte aber keine Torsi schenken, sondern nur vollkommene Stücke. Er entschloß sich daher, diese drei Statuen heimlich in zurückkehrenden Trainwagen des Heeres nach Rom schaffen zu lassen, denn dort gab es zahlreiche Bildhauer, die in solchen Restaurationsarbeiten bewandert waren. Auch hätte die Ausbesserung in Neapel selbst das Geheimnis sicherlich verraten und vielleicht die weiteren Ausgrabungen privater Natur in Frage gestellt. Freilich war in Rom schon damals die Ausfuhr antiker Kunstwerke an eine Erlaubnis des Papstes gebunden, aber Prinz d'Elboeuf fürchtete einen abschlägigen Bescheid und zog es vor, die Statuen heimlich aus der Ewigen Stadt fortzubringen. Er fand schließlich Mittel und Wege, die drei schweren Figuren insgeheim bis nach Ancona und dann wohl zu Schiff nach Triest zu schaffen, von wo sie bis nach Wien und in den Palast des Prinzen Eugen von Savoyen ins Belvedere gelangten.

Der kunstsinnige Fürst war entzückt und begeistert und bedankte sich schriftlich bei seinem Obristfeldwachtmeister in Neapel für das herrliche Geschenk<sup>1)</sup>. Mit ihm freuten sich auch alle Künstler und Kunstfreunde Wiens, denn Prinz Eugen hatte sofort einen eigenen Saal für diese drei Figuren bauen lassen und ihre Besichtigung der Allgemeinheit zugänglich gemacht. D'Elboeuf aber führte die Ausgrabungen fort und fand, völlig unregelmäßig und im Raubbau grabend, noch mehrere andere Bildwerke, Säulen, Marmorstücke usw. verschiedenster Art. Der General brachte sie in sein Landhaus in Portici, das er mit seiner ihm im Jahre 1713 angetrauten Gemahlin bezog. Dabei konnte man aber nicht hindern, daß bald sehr übertriebene Gerüchte von seinen Funden die Stadt Neapel durchschwirrten und mit der Zeit bekannt wurde, die drei schönsten Statuen hätten ihren Weg über die Grenzen ins Ausland gefunden.

So kam die Sache auch dem Kardinal Quirini, dem Bibliothekar des Papstes und gleichzeitig Vorsteher des Amtes für antike Kunst, zu Ohren, der erfuhr, daß jene Bildwerke sogar Rom passiert hatten. Man scheint sich beim österreichischen Vizekönig in Neapel beschwert zu haben, der d'Elboeuf nahelegte, zurückhaltender und vorsichtiger zu sein, manche behaupten sogar, es wäre dem Prinzen ausdrücklich verboten worden, die Ausgrabungen fortzusetzen; doch dürfte dies nicht der Fall gewesen sein. Wahrscheinlicher ist, daß dem in steter Geldverlegenheit verstrickten d'Elboeuf die Kosten der Grabungen allmählich zu hoch wurden, um so mehr als nach den ersten großen Erfolgen nicht fortgesetzt gleiche folgten und offenbar die Stollen nun an Plätzen vorgetrieben wurden, wo man wohl Mauern und Stufen, nicht aber Mar-

---

<sup>1)</sup> Das betreffende Schreiben des Prinzen Eugen soll nach Arneth, Prinz Eugen, III/542, vom 1. Februar 1713 datiert sein und im Wiener Kriegsarchiv liegen. Ich konnte aber trotz eifriger Suche weder das Schreiben, noch auch einen Hinweis darauf im Kriegsarchiv vorfinden.

morstatuen und ähnliche Kostbarkeiten zutage förderte. So wurde es in den nächsten Jahren wieder stiller um die Ausgrabungen, jedenfalls war man sich in den Zwanzigerjahren des 18. Jahrhunderts noch nicht darüber klar, was man eigentlich gefunden hatte. Das in Venedig erscheinende „Giornale dei Letterati“<sup>1)</sup> hatte wohl sofort im Auffindungsjahr 1711 über die ersten Erfolge berichtet, dann aber wieder vollkommen darüber geschwiegen.

Prinz d'Elboeuf wurde in den folgenden Jahren mehrfach nach Wien berufen, blieb dort längere Zeit und kehrte dann nach Neapel zurück, denn seine Frau wollte ihn nicht in die Fremde begleiten. Die Ausgrabungen aber wurden nicht mehr fortgesetzt, die Sache drohte allmählich einzuschlafen und dies um so mehr, als bald darauf der mittlerweile zum Feldmarschalleutnant vorgerückte Prinz nach Frankreich zurückkehrte und die Villa am Meere verkaufen mußte. Das Gebäude kam an das Handelshaus Falletti in Neapel, das es einige Jahre in Besitz behielt, bis sich eine günstige Möglichkeit ergab, es weiter zu veräußern.

Mittlerweile hatte sich in der europäischen Politik eine gewaltige Wendung vorbereitet. Kaiser Karl VI. wollte das Reich seiner mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen verlobten Tochter Maria Theresia ungeteilt vererben. Das ging ganz gegen das Interesse Frankreichs, und dieses griff daher bei der ersten Gelegenheit, als 1733 ein Streit um die polnische Thronfolge ausbrach, zu den Waffen. Sofort bildeten sich zwei gewaltige Bündnisgruppen, und auf französischer Seite fochten auch Spanien und Sardinien. Nach diesem Kriege, der auf Italien übergriff, erhielt Herzog Franz Stephan von Lothringen, der sein Stammland aufgeben mußte, als Entschädigung und österreichische Secundogenitur das Großherzogtum Toskana, auf das allerdings vorher Königin Elisabeth Farnese von Spanien, die Gemahlin Phi-

<sup>1)</sup> Giornale dei Letterati d'Italia. Tomo quinto Venezia 1711. S. 399.



41. Charakteristisches Loch in Häuserwänden Pompejis. Nach der Katastrophe kehrten viele Pompejaner wieder, gruben nach und drangen von oben in die verschütteten Häuser ein. Sie schlugen solche runde Löcher in die Wände, um von einem Raum in den andern gelangen und so möglichst viel bergen zu können



42. Der Vesuv in seiner ungefähren Form nach dem großen Ausbruch von 79 n. Chr. Der Kegel wuchs erst damals und bei späteren Ausbrüchen seitlich in wechselnder Form neu empor und wurde zum heutigen Vesuv. Links steht der nicht eingestürzte Teil des Kraterandes des einstigen Vesuv, der später den Namen Somma erhielt



43. Der Vesuv in einer zeitgenössischen naiven Darstellung vor dem Ausbruch des Jahres 1631.  
 So scharf getrennt darf man sich Somma und Vesuvkegel denn doch niemals vorstellen



44. König Karl III. 1716—1788, König von Neapel 1735—1759, dann König von Spanien  
Nach einem Gemälde von Camillo Paderni, gestochen von Philipp Morghen

lipps V., gerechnet hatte. Sie wollte es ihrem Ältesten Don Carlos zukommen lassen, während sie das Königreich beider Sizilien ihrem Zweitgeborenen und die Niederlande ihrem dritten Sohne zudachte. Man sagte von jenem Don Carlos von Bourbon, er stamme von einem französischen Fürsten, der weniger wert war als eine Frau, und von einer italienischen Prinzessin, die weit mehr wert war als ein Mann. Von Natur aus besonders intelligent, lernte er viele Sprachen und die bedeutendsten Wissenschaften außer Geschichte. Körper und Geist entwickelten sich in bester Weise, nur die große Adlernase machte ihn fast häßlich. Im Verlaufe des Krieges eroberten die spanischen Truppen im Jahre 1734 Neapel und das umliegende Land, und der insbesondere auf Jagden im Waffengebrauch geübte, nunmehr achtzehn Jahre alte Infant Karl von Bourbon-Spanien wurde dahin entsandt. Bald händigte man ihm zwei Briefe aus, in denen ihm sein Vater Philipp V. als Herr Spaniens und als Eroberer all seine einstigen Rechte auf das Königreich Neapel übertrug. Bis zu dem Ende des Jahres war es wieder gänzlich in dem Besitze der Spanier.

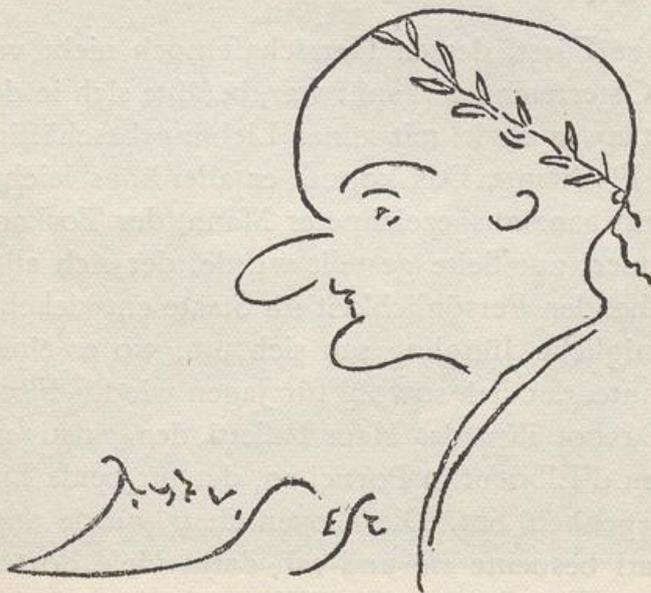
Der junge Fürst, dessen Herrschaft noch nicht von dem besiegten Österreich anerkannt war, befaßte sich in der allerersten Zeit etwas zuviel mit seinen Lieblingsbeschäftigungen, Jagd und Fischfang. Das konnte er allerdings leichter tun, weil ihm ein ganz ausgezeichneter Mann, der Toskaner Bernardo Tanucci zur Seite gestellt wurde, der sich allmählich zur herrschenden Persönlichkeit im Staate entwickelte.

Der königliche Jüngling sah sich um, wo er einen Platz finden könnte, der sich sowohl für Jagen wie für Fischen gut eignete. Da bot ihm das Haus Falletti den einstigen Besitz des Prinzen d'Elboeuf in Portici an, der für beide Liebhaber Gelegenheit bot. Die Liegenschaft wurde angekauft, König Karl besuchte sie und sah darin viele dort zurückgebliebene antike Stücke, die d'Elboeuf seinerzeit in Resina

## Der Kaiser gibt Neapel auf

ausgegraben hatte. Mit höchstem Interesse besichtigte der Monarch all dies und beschloß, einmal, wenn seine Herrschaft gefestigt und sein Verbleiben in Neapel gesichert wäre, der Fundstätte nachzugehen und vielleicht auch selbst neue solche Kostbarkeiten zutage zu fördern.

Indes hatte sich die Lage wirklich in diesem Sinne entwickelt. Der Kaiser gab den Gedanken an die Rückeroberung auf und im Wiener Präliminarfrieden vom 3. Oktober 1735 wurden Neapel und Sizilien dem ältesten Sohne des Königs von Spanien endgültig zugesprochen. Dabei wurde jedoch die Bedingung gestellt, daß diese Länder niemals mit jener Monarchie vereinigt werden dürften. Damit sah sich nun Karl von Bourbon in seinem neunzehnten Lebensjahr als unumschränkter Herrscher über das Königreich beider Sizilien, das er zum mindesten so lange würde behalten können, als sein Vater lebte und er nicht zur Erbfolge in Spanien berufen würde. Denn in diesem Falle mußte Karl, den Friedensbedingungen entsprechend, das Königreich an seinen nächsten Verwandten abgeben.



(Zu Seite 68 unten)